

Prof. Dr. Alfred Toth

Zwei merkwürdige Fälle von Kontexturgrenzen in Gebäuden

1. Der erste Text stammt von dem deutschen Psychiater und Schriftsteller Dr. Oskar Panizza (1853-1921). „Die Kirche von Zinsblech“ wurde von Hannes Ruch in dem noch zu Panizzas Lebzeiten erschienenen Sammelband „Visionen der Dämmerung“ (München 1914, S. 45-55) publiziert. Wie in seinen „polykontexturalen“ Erzählungen üblich (vgl. Toth 2006), beginnt Panizza auch hier seine Geschichte mit einer Wanderung, es ist spät in der Nacht, er hat sich verirrt und er sucht Unterschlupf:

[Da] kam ich an die Kirche. Ein großes, hochaufsteigendes Gebäude im nüchtern-romanischen Stil mit wuchtigen Formen; außen rohbemörtelt; das Dach von Schiefer; am Ende ein hoher Turm mit in Zacken aufsitzendem Turmhelm, dessen sich verjüngende Spitze ein goldenes Kreuz und auf dem Kreuz einen Hahn trug. Merkwürdigerweise stand die Kirchentür, die mit Schweinfurter Grün angestrichen war, sperrangelweit offen.

Dass die Türen von Dorfkirchen abends nicht abgeschlossen werden, ist aussergewöhnlich, kommt aber vor. Allerdings erfahren wir im Schluss der Erzählung von einer Zeitungsnachricht, wonach die Türe aufgebrochen wurde.

Ich trat ein und ging, nachdem ich unglücklicherweise an den kupfernen Weihkessel angestoßen war, der mit dem schilpendabgewetzten Laut «Pinzfrech!» antwortete, vorsichtig durch die Kirchenstühle auf den Altar zu. Vor dem Altar lag eine dicke, wollige Plüschedecke. Alles war mäuschenstill. Ich war so ermüdet, daß ich mich versuchsweise hinlegte.

Obwohl es beim Eintritt ganz dunkel war, konnte ich doch schon nach kurzer Zeit allgemeine Umrisse, Nischen und Vorsprünge unterscheiden. Die Altäre waren geschmückt mit den in Landkirchen üblichen, eingerahmten Tabletten, auf denen lateinische Sprüche waren, mit versilberten Leuchtern, Klingenspiel, alles in einfachster, wenig kostspieliger Form; auf Sockeln an der blanken, weißgetünchten Wand herum standen einige Apostel, Märtyrer und Ortsheilige mit ihren gewöhnlichen Werkzeugen und Symbolen. Gesichter, Haltung und Gewandung waren in jener übertrieben brünstigen und pathetischen Darstellungsweise, wie sie das Spätrokoko um die Mitte dieses Jahrhunderts bis in die letzte Dorfkirche brachte. Rechts von dem langen Fenster, auf das mein Blick unwillkürlich vor dem Einschlafen gerichtet war, stand ein Petrus mit einem scharf zur Seite gewandten, vollbärtigen Kopfe, in

dessen eigentümlich grinsenden Zügen sich Stolz und Verschmitztheit ausdrückte; halb schien es, blickte er auf den auf der anderen Fensterseite stehenden Jeremias, der traurig und verlegen seine Papierrolle gesenkt hielt, halb zum Fenster hinaus, seinen großen, schwarzen Schlüssel krampfhaft in das Mondlicht haltend, das scharf am Rand des Kirchendaches herabgleitend, langsam durch das linke Seitenschiff der Kirche strich. — Mit diesem Bild schlief ich ein.

Wie lange ich geschlafen, kann ich nicht sagen; ich erhielt plötzlich einen Stoß in die Seite, wie von einem harten Gegenstand. Erwachend bemerkte ich vor mir einen Mann in einem langen, roten Gewand. Unter dem Arm trug er ein großes, schiefes Holzkreuz; dieses Holzkreuz war an mich angestoßen. Der Mann kümmerte sich um mich gar nicht, sondern schritt ernst und gemessen dem Altare zu.

Obwohl sich also der Erzähler als auch die Heiligen im selben Raum befinden, bemerken sie nichts voneinander. Allerdings kommunizieren auch die Heiligen, Märtyrer usw. untereinander nicht, so dass man sich an Hermann Brochs Wort „Die Toten haben einander vergessen“ (Der Tod des Vergil) erinnert. (Weiter unten heisst es „Keiner sprach mit dem anderen“.) Wir haben hier offenbar zwei Kontexturen vor uns: die Kontextur des Erzählers und die Kontextur der Heiligen. Offenbar befinden sich aber auch die Heiligen in je einer eigenen Kontextur, vermutlich der Kontextur der verschiedenen Zeiten, zu denen sie gelebt hatten.

Und nun erkannte ich, daß er nur einer unter vielen war, die in einer langen Reihe geordnet aus den Kirchenstühlen herauskamen in der Richtung zum Altar. Die ganze Kirche war taghell und prächtig erleuchtet. Auf allen Altären brannten Kerzen. Vom Chor herab tönte ein langsameinschläferndes Gesumse der Orgel. Weihrauch und Kerzendampf lagerten sich in festen, bleigrauen Schwaden zwischen den weißgetünchten Pfeilern und der Wölbung. In dem Zug der geheimnisvoll dahinschleichenden Menschen bemerkte ich eine Menge seltsamer Gestalten. Da ging an der Spitze eine junge, prächtige Frau in einem blauen, sternbesäten Kleid, die Brüste offen, die linke halb entblößt. Durch Brust und Kleid hindurch ging ein Schwert, so zwar, daß das Kleid gerade noch getroffen war, als sollte es dadurch emporgehalten werden. Sie blickte fortwährend mit einem verzückten Lächeln an die weiße, kalkige Decke empor und hielt die Arme in brünstiger Gebärde über die Brust gekreuzt, so daß man den Eindruck gewann, als jubiliere sie innerlich über irgendeinen Gedanken. Wobei ich nochmals bemerke, daß das Schwert links, bei der linken Armbeuge, bis zum Heft fest in der Brust stak.

Dies war die vorderste Person. Aus der hinter ihr folgenden Reihe fielen manche durch ihre wunderliche Tracht auf. Die meisten hatten bestimmte Werkzeuge in der Hand. Der eine eine Säge, der andere ein Kreuz, der dritte einen Schlüssel, der vierte ein Buch, einer gar einen Adler, und ein anderer trug ein Lamm auf dem Arme mit herum. Niemand wunderte sich über den anderen, keiner sprach mit dem anderen. Aus dem Schiff der Kirche führten drei Stufen zu der erhöhten Estrade, wo der Altar stand. Jeder wartete mit seinem in bestimmter Haltung getragenen Werkzeug, bis der vordere die drei Stufen droben war, um nicht mit ihm zusammenzustoßen. Was mich am meisten wunderte: Niemand kümmerte sich um mich. Ich blieb völlig unbemerkt. Und selbst der Mann, der mit seinem schiefbalkigen Kreuz an mich angestoßen war, schien davon nichts bemerkt zu haben.



Diese Stelle erinnert an jene bei Lewis Caroll, wo Alice vor dem Weissen König steht, der im Gras schläft und die Gotthard Günther in einem Fragment kommentiert hatte. Wie laut Alice auch zu ihm spricht, er kann sie nicht hören, da er sich in einer anderen Kontextur befindet

Eine zweite weibliche Person fiel mir durch ihre pathetische Haltung im Zuge auf: eine blonde Frau, nicht mehr jung, mit hübschen aber abgewitterten, abgelebten Zügen. Sie trug ein ganz weißes Kleid, ohne Falbe oder Borde; in der Mitte mit einem Strick gebunden. Dieser Strick war aber vergoldet, die Brüste vollständig entblößt. Doch schaute niemand auf diese üppig quellenden Brüste hin. Reiche, blonde Flechten, vollständig aufgelöst, wallten den ganzen Rücken hinab. Sie trug den Kopf tief auf die Brust gesenkt, und schaute verzweifelt auf ihre, nicht wie gewöhnlich gefalteten, sondern nach auswärts umgeknickten Hände — — die Geste, die auf dem Theater Verzweiflung darstellt. Tränen perlten fortwährend von ihren Wimpern, fielen von da auf ihre Brüste, dann auf das Kleid und auch noch auf die manchmal unter dem Kleid hervorkommenden Füße. — Es wäre unmöglich, alle die aufzuzählen, die hier so still und selbstverständlich, wie zu einer regelmäßigen Übung, hinaufwanderten; aber der Mensch mit der verkniffenen Fratze, der anfangs seinen

Schlüssel so energisch in das Mondlicht hielt und den ich vor dem Einschlafen unwillkürlich noch auf dem Postament betrachtet hatte, war auch dabei.

Trotz des eintönigen Orgelspiels war mir seit dem Erwachen ein zischelndes Geräusch hinter meinem Rücken am Altar nicht entgangen. Ich blickte jetzt um und bemerkte dort einen hochaufgeschossenen, ganz weiß gekleideten Menschen, der fortwährend in den an ihm vorbeiwandernden, teilweise vor ihm haltmachenden Zug hineinflüsterte: «Nehmet hin und esset! Nehmet hin und esset!» Es war eine unsäglich feine Figur: schlank, grazile Glieder, geistvolles Profil, griechische Nase Dunkle, glattgescheitelte Lockenwellen fielen über Schläfe, Ohr und Nacken; ein durchsichtiger, jünglinghafter Flaum bedeckte Kinn und Lippen. Doch bemerkte ich an seinen Händen Blut. Er stand am äußersten linken Ende des Altars und schob den je zu zwei vor ihm stillstehenden und auf einem roten Schemel knienden Menschen des Zuges ein rundes, weiß angestrichenes Stück in den Mund, während diese unten brünstigem Augenaufschlag an die Decke blickten. Er flüsterte immer zu: «Nehmet hin und esset! Nehmet hin und esset!» Und «Nähmet hin und ässet!» prallte es von den halbkugelförmigen Hohlwänden hinter dem Altar zurück. Soweit war alles gut. Auffallend war mir zwar, woher dieser Mensch die weißen runden Stücke hernahm. Er langte wohl fortwährend in den Brustlatz seines Gewandes hinein, dort konnte aber ein Vorrat von den weißen Münzen unmöglich sein; einmal, weil dieses Austeilen ewig fortging und kein Ende nahm, ferner auch ein Unterkleid, wie man deutlich sehen konnte, nicht da war, und weil schließlich die Dünnbrüstigkeit dieses abgehärmten Menschen eine so exzessive war, daß, was sich im Profil darbot, notwendig dem Körper selbst angehören mußte. Auch bewegte er die feine, höchst schlankgebaute Hand so tief nach innen, daß für mich, soweit meine allerdings der Täuschung fähigen Sinne in Betracht kamen, kein Zweifel bestand, daß er die kreidigen Zwölfkreuzerstücke aus seinem Körper selbst nahm.

Ich sagte, soweit war alles gut: die Leute, die Frau mit dem Schwert in der Brust voraus, marschierten hinter dem Altar herum, um auf der rechten Seite wieder zu ihren Plätzen in den Kirchenbänken zurückzukehren. Aber was war denn auf dieser rechten Seite? — Dort stand ein ähnlicher Mensch — mehr ein mythologischer Zwitter als ein Mensch — in einem schwarzen, protestantischen Predigertalar, vorn am Hals die viereckigen, weißen Tabletten oder Bäffchen, hinter denen ein schwarz behaarter Hals zum Vorschein kam. Hinten am Gesäß teilte sich das Predigerkleid, und ein schwarzer, affenartiger Wickelschwanz rollte sich dort heraus von so respektabler Länge, daß er, die Breite des Altars überspannend, mit dem Rücken des auf der linken Seite amtierenden weißen Menschen in stete Berührung kam. Unten guckten zwei hufartige Füße heraus, und oben auf dem Predigerhals saß ein Kopf, dessen wilder Haarwuchs verbunden mit einem gelben Kolorit, eingefurchten, denkfaltigen Zügen, und einer stumpfigen Nase einem deutschen Professorengesicht an Häßlichkeit wenig nachgab. Eine goldene Brille komplettierte diese aus Ärger, Bitterkeit und Ekel zusammengesetzte Physiognomie. — Eigentümlich war es, daß er fast pendelartig dieselben Bewegungen und Gesten machte, wie sein weißes Gegenüber auf der anderen Altarseite. —

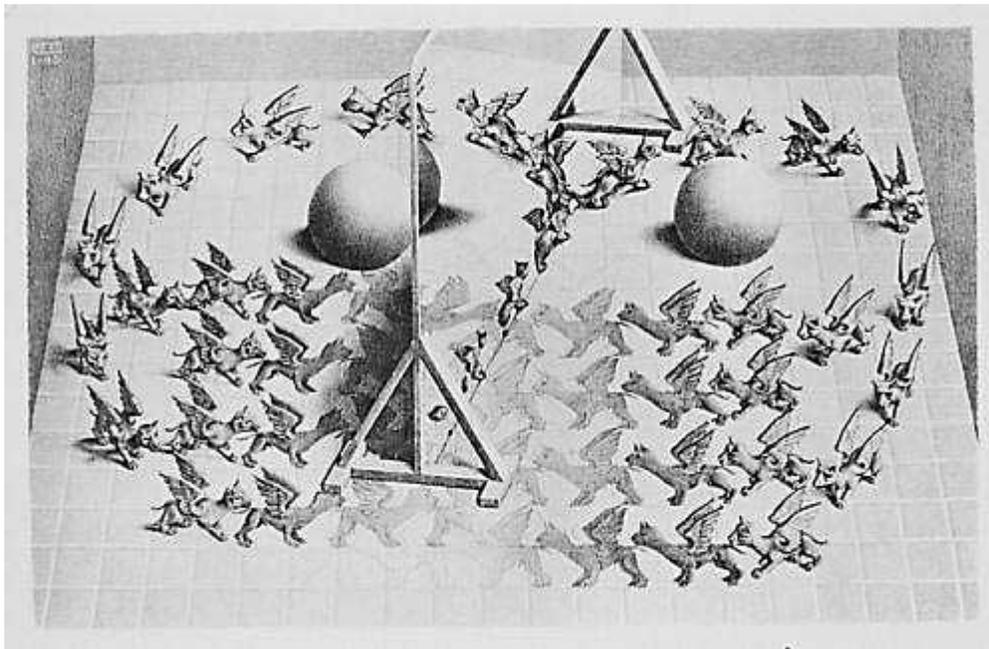
Panizza benutzt hier die korrekte Tatsache, dass in der zweiwertigen aristotelischen Logik die Negation nur ein Spiegelbild der Positon (und umgekehrt) ist. Angewandt auf die Religion, folgt daraus natürlich, dass das Gute und das Böse bloss Austauschrelationen sind; Gott und Teufel sind eben nicht mehr als Spiegelbilder voneinander, und solange der Logik keine zusätzlichen Werte zur Verfügung stehen, kann auch das Gute nichts anderes thematisieren als das Böse und das Böse als das Gute. Im Grunde kommt es also gar nicht darauf an, auf welcher Seite der ethischen Dichotomie man steht: die „Wallfahrtszyklen“ sind ja bis auf ihre Drehrichtung identisch.

Er hielt einen schwarzen Becher in der Hand, aus dem er seiner ähnlich wie drüben vorbeiparadierenden Gesellschaft zu trinken gab. Dabei rief er in einem heiseren, gröhlenden Ton der jedesmal vor ihm knienden Person zu «Nehmet hin und trinket!» Und jedesmal führte er den Becher hinter sich herum, am Gesäß vorbei, um ihn dann der nächsten Person an die Lippen zu setzen. Was war nun aber das für eine Gesellschaft auf dieser rechten Seite? Eine merkwürdige und ganz anders geartete als drüben! Da war ganz vorne ein Mensch mit einer langen Nase und zurückweichendem Kinn, einen Dreimaster am Kopfe, den ausgemergelten Körper in eine französische Uniform à la Louis XV. gesteckt, mit zurückgeschlagenen roten Rockflügeln, einen Degen zur Seite, in der rechten Hand einen Krückstock, und zu allem Überfluß noch unterm linken Arm eine Flöte. Er hielt den Kopf immer schief, sah sehr ausdrucksvoll drein, und schien genau zu wissen, was er tat. — Da war ferner ein feiner, eleganter Kerl in spanischem Kostüm, Trikots bis fast an die Lende, Pluderhosen, gestepptes, panzerartiges Wams, darüber einen goldbordierten kurzen Mantel à la Philipp II., Schnallenschuhe, Samthut mit Straußenfeder. Das Gesicht war gealtert, aber noch leichtfertig aufgelegt. Einen gezückten, blanken Degen in der Rechten tänzelte er, die Champagnerarie aus Mozart trällernd, die drei Stufen zum Altar hinauf, mit Wohlwollen auf die Zeremonien des schwarzgeschwänzten Predigers sich vorbereitend. Unter den Frauenzimmern bemerkte ich eine in einem weißen, griechischen Gewand mit goldener Falbel, die Arme nackt und mit goldenen Spangen, die Brüste verführerisch halb entblößt; auf dem blonden feingeschnittenen Haupt ein Königsdiadem, und unter dem Arm eine Lyra. Mit ihren fröhlichen, fast ausgelassenen Manieren bildete sie einen wirksamen Gegensatz zu der blonden, schluchzenden Frau auf der anderen Seite. — Es waren noch manche wunderbare, wie es schien, aus allen Gegenden und Zeiten zusammengewürfelte Gesellen da. Da war einer in einem langen, dunkeln, schleppenden Magistergewand, ein Barett auf dem ernstesten Gesicht, eine düstere, grübelnde Scholastenmiene, unter dem Arm ein geheimnisvolles Buch mit ägyptischen Lettern, der mit zu Boden gewandtem Blick schweigend in der Reihe einherging. Gleich hinter ihm ging ein junges Mädchen mit mildem, weichen Gesichtsausdruck, die einen abgehauenen, bärtigen Kopf auf einer Schüssel trug. Der Kopf schien der eines Denkers zu sein; das Mädchen lächelte und schien mit heiteren Gedanken beschäftigt zu sein. Aber weitaus die hervorragendste Figur in dem ganzen Zug war ein untersetzter, starkknochiger Mann mit rundem glattrasiertem Gesicht und Stiernacken im schwarzen Predigergewand, der mit emporgeworfenem Kopf und

selbstbewußter Miene einherging, unter dem linken Arm eine Bibel, unter dem rechten eine Nonne; dies war überhaupt das einzige Paar im ganzen Zug.

Schon oben sagte ich: Soweit war die Sache ganz gut. Und die Sache wäre auch weiterhin ganz gut gewesen: der linke Zug ging rechts um den Altar herum, der rechte links herum, um auf diese Weise in ihre Kirchenstühle zurückzukehren. Wie aber, wenn diese zwei Züge von so entgegengesetztem Charakter sich hinter dem Altar begegneten? Und das mußten sie!

Das ist also logisch betrachtet die *coincidentia oppositorum* (N. von Kues). Was bleibt, wenn beide Seiten, die sich nur in ihrem Spiegelbild unterscheiden, aufeinander treffen? Panizza sieht es hier nicht, denn er ist mit etwas anderem beschäftigt (s. unten). Allerdings haben wir hierzu eine Illustration von M.C. Escher, nämlich sein berühmten „Zauberspiegel“, der die exakt gleiche Thematik hat:



Eschers Antwort ist also: zugleich Tod und Auferstehung. Natürlich, denn dies ist eine weitere Dichotomie wie diejenige zwischen Wahr und Falsch, Gut und Böse, Schlimm unhäuglich.

— Ich versäumte leider dieses Zusammentreffen. Fortwährend beschäftigt mit dem Durchmustern besonders des rechten Zuges hörte ich plötzlich eine gelle heisere Lache aufschlagen. Ich wandte mich um, und sah den schwarzgeschwänzten Menschen, der auf der rechten Seite den Kelch mit dem verdächtigen Inhalt kredenzte, sich mit einer höhnischen Fratze nach der anderen Seite umsehen, wo der weiße, sanfte Mann bleich und

starr wie ein Toter stand. Hinter dem Altar sah ich die Spitzen beider Züge sich mit verdächtigen Mienen gegenseitig messen. In diesem Moment verlöschten sämtliche Kerzen. Ein dicker, schwefeliger Dampf verbreitete sich im ganzen gewölbten Haus; das einschläfernde Summen der Orgel wurde von einem keifenden, gilfenden Aufschrei, wie von einem blechernen Akkord unterbrochen, als hätte man eine der Orgelpfeifen mit einem Beil verwundet. Es entstand ein fürchterlicher Tumult; ich hörte harte Körper stürzen, Werkzeuge aufschlagen, Leuchter und Schüsseln zu Boden fallen, vernahm weibliches Wehklagen, männliche Kernflüche, Lachen und Schreien. Dazwischen rief eine mokante, kropfige Stimme, die, glaube ich, dem Schwarzen angehörte, mit einem eigentümlichen, jüdelnden Jargon: «Ja ja! — Nähmet hin und ässet! — Ja, ja! — Nähmet hin und trinket!» — Halb aus Furcht erschlagen zu werden, halb aus Unmöglichkeit in der stickigen Luft weiter zu atmen, tappte ich mich im Finstern dem Ausgang zu, der, wie ich wußte, zur Rechten lag. Im Vorübergehen streifte ich am Weihkessel an, der mit einem «Spring Sau!» mir den Abschied gab, und gelangte glücklich ins Freie.

[...]

Acht Tage später las ich — inzwischen in die Kreisstadt gelangt — im Amtsblatt folgende Bekanntmachung:

«In vergangener Nacht wurden in der hiesigen Ortskirche grauenhafte Zerstörungen angerichtet. Die Bildsäulen der Heiligen und Kirchenväter wurden von ihren Sockeln gestürzt, die Embleme ihnen aus der Hand gebrochen, Arme und Beine abgeschlagen etc. — Da die ziemlich leicht zugängliche Armenbüchse unberührt war, auch sonst Wertvolles nicht entwendet wurde, stellt sich das Ganze als ein Akt rohen Mutwillens und moralischer Verderbtheit dar. Verdacht richtet sich gegen einen Handwerksburschen, der spät nachts ins Dorf kam und es gegen Morgen in der Richtung nach —* verließ. Es wird gebeten, auf diesen zu vigilieren. Derselbe, von dem jede nähere Beschreibung fehlt, ist im Betretungsfalle festzunehmen und anher einzuliefern.»

Gemeinde Zinsblech. Landgericht Pinzgau.

Der Bürgermeister ** (Datum.)

Es darf eben nicht sein, dass Gut und Böse, allgemein: Position und Negation zusammenfallen, denn es bedeutet die Anarchie der Werte.

In der „Kirche von Zinsblech“ entuppt sich also der vorgeblich homogene Raum (so präentiert er sich dem Erzähler im Anfang der Geschichte) als äusserst komplexes Gefüge von aneinander, ineinander und durcheinander laufenden Kontexturgrenzen, jede jeweils ein Paar von Kontexturen, d.h. eine Dichotomie konstituierend. Bei Panizza ist es also offenbar so, dass die Kontexturen durch die zum Leben erwachten Heiligenfiguren bestimmt werden, d.h. die Aufteilung des homogenen Raumes in zahlreiche komplexes Teilräume

geschieht durch die Interpretation und ist also im Raum selbst nicht vorgegeben, oder, wie Bollnow es ausdrückte: „Der erlebte Raum weist ausgesprochene Unstetigkeiten auf“ (1963, S. 17). Hier handelt es sich also um eine qualitative im Gegensatz zu einer quantitativen Topologie des Raumes. („Im Unterschied zur Homogenität des mathematischen Raumes, so hatten wir gesagt, ist der erlebte Raum durch seine Inhomogenität gekennzeichnet“, 1963, S. 44).

2. Einen Hinweis auf ein weiteres bemerkenswertes Gebäude mit Kontexturgrenzen verdanken wir Bollnow:

Ein Beispiel, das diese Verhältnisse sehr schön verdeutlicht, gibt Kusenbergs in seiner phantastischen Erzählung „Die Himmelsschenke“ [Kurt Kusenbergs, Die Himmelsschenke, in: Mal was anderes. Hamburg 1954, S. 59 ff.]. Er berichtet hier von einem Gebäude, das Kirche und Wirtshaus zugleich sei. Je nach dem Eingang, durch den man das Gebäude betrat, war es ein Gasthaus oder eine Kirche, und zwar jedesmal ganz, so dass man, wenn man durch den entsprechenden Eingang in eines der beiden Gebäude eingetreten war, dieses so geräumig fand, dass es das ganze von den Außenwänden umschlossene Raumvolumen einzunehmen schien und man gar nicht begreifen konnte, wie innerhalb derselben Mauern noch Platz für andere Räume übrig bleiben könne. Das wird nun in einer grotesken Erzählung im einzelnen durchgeführt, wie sich die einzelnen Lebenskreise plötzlich durchdringen, wie plötzlich in der Kirche Wirtshausbesucher oder im Wirtshaus Chorknaben und Kirchgänger auftauchen. Aber das betrifft mehr die dichterische Durchführung. Trotzdem liegt der phantastischen Vision eine ganz konkrete Raumerfahrung zugrunde und verdeutlicht noch einmal sehr schön den eigentlichen Höhlencharakter des Wohn- und Lebensraumes im Hause“ (Bollnow 1963, S. 193 f.).

Hier scheint es also im Gegensatz zur Kirche von Zinsblech so zu sein, dass das Gebäude als Raum selber die Einteilung in die Kontexturen (Kirche/Gasthaus) vorgibt. Da das Gebäude zwei Eingänge besitzt, determiniert der Raum also nicht die Personen hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu Wirtshausgästen oder Kirchgängern (das wäre eine weitere polykontexturale Möglichkeit). Trotzdem ist es aber doch so, dass jemand, der durch den Wirtshaus-Eingang schreitet, das Gebäude als Wirtshaus sieht, und jemand, der durch den Kirchen-Eingang schreitet, „dasselbe“ Gebäude als Kirche sieht. Die selben Gebäude sind also nicht identisch, d.h. der die logische Identität ist hier aufgehoben, und wir haben (wie in der Kirche zu Zinsblech) ein durch und durch polykontexturales Gebäude vor uns. Trotzdem gilt natürlich den „Kircheingänger“, dass das Gebäude für ihn eine Kirche ist, und für den „Wirtshauseingänger“, dass das Gebäude für ihn ein Wirtshaus ist. Wenn sich nun „die einzelnen Lebenskreise plötzlich durchdringen“, bedeutet das, dass die Kontexturgrenzen innerhalb des Gebäude aufgehoben

werden. Das ist somit eine weitere Möglichkeit, um die sich auch in Panizzas obigem Text findende *coincidentia oppositorum* auszudrücken. Man könnte hier also sogar noch weiterspinnen: Jemand, der durch den Kircheneingang eintritt, erlebt im Innern plötzlich die Auswirkungen des Austausches zwischen Kirche und Gasthaus. Er kann damit sowohl gleichzeitig an einem Gottesdienst als auch an einem Besäufnis teilgenommen haben, wobei sich im Grunde nur die Frage erhebt, ob ihm eigentlich noch bewusst ist, wo er sich findet, wenn die Kontexturgrenzen aufgehoben sind, denn dann sind die zuvor kontexturell geschiedenen Realitäten ja nicht mehr unterscheidbar und daher höchst wahrscheinlich nicht mehr erkennbar.

Bibliographie

Bollnow, Otto Friedrich, Mensch und Raum. Stuttgart 1963

Panizza, Oskar, Visionen der Dämmerung. München 1914

23.3.2010

